

2. (Nicht-)Sprechen und Schweigen im normativen Diskurs

»Wir hören ein Gewirr von Stimmen, aber niemand hört richtig zu«, formuliert Hito Steyerl (2016: 15) einleitend zu Spivaks Essay *Can the Subaltern Speak?* und wirft die Frage auf, ob das Ziel, eine gemeinsame Sprache zu finden, nicht wiederum eine Hürde markiert, welche »uns den Blick auf das gemeinsame Zuhören verstellt« (ebd.: 15f.). Spivak unterscheidet analytisch zwischen Reden und Sprechen – wobei sie mit Letzterem den gelungenen Sprechakt bezeichnet (vgl. Kapitel III. 3.1). Wenn ich mich im Folgenden auf das ›Sprechen‹ beziehe, meine ich nicht, dass die hier skizzierten Sprechakte so interpretiert werden, wie von meinen Gesprächspartner:innen intendiert – diese Deutungsmacht steht mir nicht zu. Mit der Bezugnahme auf das ›Sprechen‹ möchte ich den Blick also nicht auf das ›Gelingen‹ oder ›Nicht-Gelingen‹ lenken, sondern auf den Raum des Zuhörens und damit auch das ›Nicht-Sprechen‹ und das Schweigen hörbar machen.

Schweigen ist, mit anderen Worten, in die Ordnung des Sagbaren eingelassen, ja mehr noch: Schweigen fundiert, ermöglicht das, was sagbar ist. Schweigen [...] ankert in Sprache, und Bedeutung wiederum ankert in Schweigen. (Hark 2015: 290)

Das ›Nicht-Sprechen‹ kann sich dabei sowohl im vergeblichen Suchen nach Formulierungen äußern oder in einer Sprachlosigkeit und einem Schweigen zum Ausdruck kommen.

Nara: »Oder man hat keine Geld für Essen, ne, so, und ich hatte Tage, dass ich wirklich keine Essen hatte und da wusste ich nicht, was ich machen sollte und ähm [Pause] ... das ist wirklich sehr schrecklich ... und ähm, weiß ich nicht ...«

Lydia: »[kurze Pause] No. When we arrived in Germany. Before we arrived we know, ahm I don't know anybody. [Sie zieht ein Taschentuch aus ihrer Tasche, lächelt] But, ahm, I think I'm lucky [...].«

Miguel: »No, no please! For me it's no problem because these are things I have really inside and the only person that knows is him and I really like to speak about it!

Die hier angedeuteten Gesprächsfragmente machen eine Sprachlosigkeit auf unterschiedliche Art und Weise deutlich. Während Nara die Sprache versagt, sie keine Worte mehr findet, lässt Lydia das Wegbrechen der Worte nicht zu, indem sie den Blick auf das Positive lenkt. In Miguels Worten spiegelt sich hingegen das Paradox, dass gerade durch sein stetiges Betonen, sich öffnen zu wollen, ihm dies nicht möglich ist – auch weil ich ihm diesen Raum in der Gesprächssituation nicht gewähre. Um den hier aufscheinenden Abstufungen von Sprachlosigkeit nachzuspüren, skizziere ich zunächst den Versuch, das Schweigen als solches hörbar zu machen. Gerade das Lachen von Miguel und das Nicht-Sprechen von Phileas zeigen auf, wie dem Schweigen oder der Sprachlosigkeit zugehört werden kann und muss.

Das Gespräch mit Miguel (vgl. Kapitel IV. 6) ist von einer doppelten Spannung durchzogen und kommt in einem Sprechen und Nicht-Sprechen gleichermaßen zum Ausdruck. Auf der einen Seite drückt sich durch die Betonung des ›Geschehen-Lassens‹, die Zeit verstreichen zu lassen, Miguels Handeln sowohl als Aktivität als auch Passivität gleichermaßen aus. Während ich ihm Passivität zuschreibe, lenkend

in den Gesprächsverlauf eingreife und ihm dabei Handlungsmacht entziehe und gleichzeitig zuzuschieben versuche, steht auf der anderen Seite Miguels immer wieder aktiv artikuliertes Bedürfnis zu reden: »*Can I say everything?*«. Indem ich wiederum in seinem Sprechen interveniere, bleibt einzig Miguels Lachen, welches sich in seine Schilderungen schiebt und sich über das Erzählen weiterer Erlebnisse legt.

Ich: »*Oh, it's terrible...*«

Miguel: [*lacht laut und nervös*]

Ich: »*Very difficult situation ... [Pause] Are you looking forward going back to Peru now?*«

Das Gespräch spiegelt in aller Deutlichkeit wider, wie die aktive Facette des Performativen unauflöslich mit dem Nicht-Tun, dem Geschehen-Lassen verbunden ist (vgl. Fischer-Lichte 2012: 87). Miguels Schilderungen sind von dieser aktiv-passiven Struktur durchzogen und werden im Prozess der Interviewführung dialogisch reproduziert, indem ich seinen aktiven Wunsch, alles zu erzählen, unterbinde und Miguel sich im Akt des Geschehen-Lassens wiederfindet. Einzig das Lachen markiert den Bruch, die Leerstelle, das Nicht-Gesagte. Vielleicht markiert das Lachen auch einen Widerstand und kommentiert so den Akt des Zum-Schweigen-gebracht-Werdens. Den Raum des Zuhörens zu eröffnen bedeutet, dieses Lachen zu hören und als Sprechen ernst zu nehmen. Indem dem Lachen zugehört wird, lässt sich Miguel nicht mehr einseitig auf den passiven Moment des die »Wirkungen der Handlungen Anderer Erleidende[n]« (ebd.) reduzieren, sondern sein Mitbestimmen und sein Bestimmt-Werden greifen im Dialog ineinander und werden sichtbar.

Phileas: »*Dann ich hab, bin gefahren nach Italien. Jetzt ich will, ich leben in Italien, wenn kommen mit Papier, dann weiter, schauen wir mal, was machen.* [*lacht*]«

Ich: »*Ja.*«

Phileas: »*Mh.*«

Das Gespräch mit Phileas ist von einer Stagnation durchzogen – es will sich kein Re-Deffluss einstellen. Ein gegenseitiges Verstehen und Miteinander-Kommunizieren wird im formalen Akt der Interviewführung unmöglich gemacht (vgl. Kapitel IV. 8). In der Interviewsituation legt sich eine Künstlichkeit auf das Gespräch. Phileas beginnt mit den Worten: »*Normalerweise ich habe gelebt auch, sie weiß schon, in Deutschland*«. Das »*sie weiß schon*« macht deutlich, dass er nicht mich adressiert, sondern nur mir zuliebe das erzählt, von dem er weiß, dass ich es weiß. Und so werden im Dialog erneut die repetitiven Fragen reproduziert, die kein persönliches, kein intimes Erzählen ermöglichen, sondern ein Erzählen *für* abbilden. Das Erzählen *für* den Antrag auf Asyl, das Erzählen *für* Sachbearbeiter:innen, *für* Anwalt:innen, *für* Behörden. Marie Hoppe (2018: 115) skizziert die Kritik an der von Rosenthal als universell dargestellten Methode des biografisch-narrativen Interviews, denn Erzähltraditionen, Deutungsmuster und biografisches Erzählen sind stark kontextuell gebunden und Lebensgeschichten werden nicht zwangsläufig ausschließlich in Erzählungen ausgedrückt. Die vermeintlich universale Methode des biografisch-narrativen Interviews wird im Gespräch mit Phileas als akademisches Konstrukt entlarvt. Dass keine »Erzählkoda« hergestellt werden kann, kann nach Helma Lutz (2010: 128) auch auf ein Abgetrenntsein von sprachlicher Einbindung und damit auf ein Leiden oder einen artikulierten Widerstand hindeuten. So könnte

das Interview als eine für Phileas unausgesprochene Last gelesen oder als eine von ihm zum Ausdruck gebrachte Irritation interpretiert werden. Dadurch markiere ich Phileas jedoch als Person, die dem akademischen Diskurs diametral gegenübergestellt ist und gar nicht hörbar gemacht werden kann, und dränge ihn in vorgefertigte Deutungsfolien. Der Raum des Zuhörens begrenzt sich auf den artifiziellen Kontext des Interviews und macht die vorangehenden Begegnungen und Gespräche unhörbar. Der stilistische Bruch, der in der Analyse hier eine Gegensätzlichkeit zu vorangehenden Gesprächsanalysen markiert, zeigt jedoch eine weitere Dimension: Das Erzählen über Flucht, Ankommen und Warten ist von einem gesellschaftsnormativen Diskurs vereinnahmt, welcher sich einerseits in den dominanten Narrativen über ›Helden‹, ›Opfer‹ und ›Feinde‹ spiegelt und andererseits im behördlichen Kontext ganz bestimmte Erzählungen hervorbringt, die immer auf der Spannung ›wahr–falsch‹ sowie ›schutzbedürftig–nicht-schutzbedürftig‹ gelesen und ausgewertet werden. Diese Ebene liegt jedoch quer zu der Begegnungsebene, die mich mit Phileas verbindet, und der Versuch, in der Interviewbegegnung einen gemeinsamen Raum der Erzählung zu erzeugen, schlägt notwendigerweise fehl. Es ist mein Anliegen, dem Schweigen einen Raum zu geben und dieses als ein notwendiges Nicht-Sprechen über die von der dominanten Diskursmacht vereinnahmten Themen evokativ hörbar zu machen.

Während ich das Nicht-Sprechen und Schweigen bei Miguel und Phileas im dialogisch-performativen Aushandlungsprozess skizziert habe, wird dieses in anderen Gesprächen im Sprechen über aufenthaltsrechtliche Illegalität direkt thematisiert und in den Gesprächsverlauf eingebracht.

Nara: »[M]an ist illegal und weiß nicht, wohin, und dann darf man auch nicht sagen, dass man illegal ist, und das passt eigentlich zueinander, aber das muss sein, man muss sich schützen, dass man nichts sagt [...].«

Die Schwierigkeit des Sprechens über aufenthaltsrechtliche Illegalität wird wiederholend zum Ausdruck gebracht und zeigt das Paradox auf, einerseits den Druck zu benennen, nicht sprechen zu dürfen, aber andererseits gleichzeitig darauf angewiesen zu sein.

Nara: »Jajaja, aber von meiner Seite, der schlimmste Druck war, ähm, dass, ja, dass niemand wusste, dass ich illegal war. Niemand. Außer [...].«

Nara: »[J]emand muss wissen, dass ich auf der Welt bin, und wenn jemand mich ... niemand weiß, dass ich da war!«

Rosina: »Am Anfang hab ich das nicht erzählt, weil man einfach, also, die Deutschen sind sehr nett, aber die haben auch Angst, weil eigentlich ist das auch ein sehr schwieriges Thema, ne, aber doch alle Familien wussten es dann schon, alle, weil, wenn irgendwas passiert, die können dir ja helfen.«

Juan: »Also nee wirklich, es ist schon was Privates von mir und ich will auch nicht, dass es jeder hört und dass sie wissen, dass ich illegal war.«

Juan: »Ja genau, weil ich musste jemand in der Firma sagen, dass ich illegal war, weil ich hatte keine Papier.«

Miguel: »[S]ome people in the group of theatre knew that I was illegal and I just say this because you cannot even say to anyone ... because you don't know what happens then.«

Julia: »Und es gibt Menschen, die zum Beispiel ... die uns manipulieren wollen, wenn sie merken, dass sie diese Macht besitzen [...]. Deshalb ist es ein bisschen kompliziert, wenn die falsche Person von diesem Thema erfährt.«

Die Vorsicht des Sprechens darüber ist auf mehreren Ebenen begründet. Da ist zum einen die Angst vor Denunziation (*Julia: »Es ist besser zu schweigen, besser sich abzusondern ...«*). Denn so sind Reaktionen von Außenstehenden im Vorfeld schwer abschätzbar. Während Nara eine positive Erfahrung macht und Bewunderung und Faszination für ihr Erleben erfährt,

Nara: »[W]o ich ihr das erzählt habe, sie hat geweint, [...] und sie hat gesagt, ich hab viel erlebt, aber was du erlebt hast, das ist Wahnsinn, so.«

so ist es bei Miguel eine klare Abwehrreaktion, welche zum Kontaktabbruch führt:

Miguel: »[A]nd the answer of him was, we cannot speak anymore because you're a criminal. I mean, he never tried to help me, [...]. He completely blocked me. He didn't want to speak with me anymore.«

Neben der Problematik, mögliche Reaktionen abzuschätzen, ist da zum anderen auch die Schwierigkeit, es überhaupt in Worte zu fassen und sich verständlich zu machen:

Julia: »Sie weiß nicht, wovon ich rede, wenn ich sage, sie soll es nicht versuchen, weil es sehr schwer ist und nicht so, wie sie es sich vorstellt. Aber es ist schwer und du merkst es erst, wenn du es erlebst.«

Das Verstehen kann Julia zufolge nur nach dem tatsächlichen Erleben erfolgen. Es ist nicht in Worten beschreibbar und sie kann ihrer Familie in Kolumbien nicht erklären, warum es für sie keine Möglichkeiten mehr gibt, länger in Deutschland zu bleiben, und warum sie anderen Familienmitgliedern davon abrät, denselben Weg zu gehen.

Julia: »Mein Vater sagt: »Aber es kann doch nicht sein, dass es nicht möglich ist, und jetzt mit dem Baby, vielleicht kann man ja doch was machen.« [...] und »Seid ihr sicher, dass ...?« Sie ... wenn es nach ihnen ginge, würden wir noch länger hier bleiben, weil sie die Wirklichkeit nicht kennen.«

Diese ›Wirklichkeit‹ ist überfrachtet und vereinnahmt von einem wirkmächtigen Narrativ:

Julia: »Ich habe mir diese Idee verkaufen lassen, dass es mein Traum ist, mein Land zu verlassen, und dass dieser Traum woanders liegt.«

Es ist dieses Narrativ, welches ein Erzählen der Realität, wie sie Julia durchlebt hat, verhindert. Ihre Familie in Kolumbien reagiert mit Unverständnis. Lutz (2010: 126) beschreibt dieses Phänomen mit einem doppelten normativen Bezug, welcher in einer transnationalen Biografie wirksam wird, denn »[a]bhängig davon, wo und wem sie erzählt wird, müssen die ErzählerInnen in der Lage sein, Sinnhorizonte in jede Richtung zu übersetzen«. Die Familie Julias reagiert nicht ablehnend gegenüber der Tatsache, dass sie ohne Aufenthaltsstatus in Deutschland lebt – sie reagiert aber verständnislos, dass dieses Leben nicht funktionieren soll. Freund:innen und Bekannte in Deutschland

wiederum reagieren verständnislos auf die Tatsache, dass so ein Leben überhaupt möglich ist. Hier deuten sich miteinander verschränkte ideologische Diskurse an, denn so liegt aus der Perspektive von Julias Familie betrachtet in dem Leben in Deutschland ohne Aufenthaltsstatus zunächst eine Anziehungskraft und ein erstrebenswertes Ziel begründet, während aus ›deutscher‹ Perspektive die ideologische Bezugnahme auf den Straftatbestand betont wird (vgl. auch Spivak 2016: 89). Es ist demnach sowohl die normative Dimension des Feldes innerhalb der deutschen Gesellschaft, welche das Sprechen darüber vereinnahmt, als auch das wirkmächtige Narrativ der Familie in Kolumbien, was es Julia erschwert, sich verständlich zu machen. Und so deutet sich eine erzählerische Leerstelle an, das Fehlen eines »Tertium Comparationis, das den jeweiligen nationalen und lokalen Kontext übersteigen und auf das sich eine transnationale Erzählung in positiver Weise beziehen kann« (Lutz 2010: 26).

Kai: »Ja, ja. Für mich ist es sogar unformulierbar.«

Die Schwierigkeit des Sprechens, welche an das Verstehen geknüpft wird, scheint in unterschiedlicher Weise immer wieder auf. Kai benötigt viele Worte, um seine Sprachlosigkeit zu beschreiben, und ist beständig auf der Suche nach Formulierungen, die das fassen, was er ausdrücken möchte.

Kai: »[U]nd des, siehst du, verstehst du, vielleicht bring ich immer noch nicht so auf den Begriff, aber es sind zwei Zustände, die nicht wirklich kompatibel sind. Also ich, ich ... versuche nicht so daraus irgendwelches Recht für mich zu erzeugen, verstehst du, es ist mehr eine Natürlichkeit, die vorhanden ist, eine Selbstverständlichkeit.«

Immer wieder dringt das ›verstehst du‹ in seine Sätze ein und hier verbirgt sich womöglich ähnlich wie bei Miguel (»I really like to speak about it«) die Problematik, all das in Worte zu kleiden, und gleichzeitig das artikulierte Bedürfnis, sich *verständlich* machen zu wollen.

Juan: »Und dann hab ich Mona kennengelernt und ich hab ihr sofort erzählt, wie meine Situation war am Anfang, [...] und dass ich ... ja, dass ich illegal hier war. Und ich hatte am Anfang, ... es war schwer zu verstehen.«

Die im gesellschaftlichen Diskurs vorhandene Unbegreiflichkeit legt sich neben der normativen Vereinnahmung zusätzlich über das Reden der Betroffenen, da sich der Sprechakt nicht ohne das verständnisvolle Zuhören verwirklichen kann. Sich verständlich machen zu wollen, wird in der Adressierung an mich als Forscherin in der Gesprächssituation wirksam (»verstehst du?«), sodass vielleicht in allen Gesprächen ein konstantes Hintergrundauschen vorhanden ist, ein ›Es ist schwer zu verstehen‹.

Fernando: »Und der Schaden, den man uns zufügen kann, ist sehr groß, verstehen Sie?«

Fernando: »[W]ir lassen nicht das einfache Deutschland hinter uns, verstehen Sie?«

Nara: »[U]nd viele Leute verstehen das nicht, oder wollen nicht verstehen und das find ich sehr schwierig.«

Juan: »Und ich wusste nicht, ob sie das verstehen könnten und da hatte ich Angst.«

Kai: »Verstehst du, also verstehst du [lacht] meine Emotion?«

Das Verstehen muss immer wieder abgesichert werden, entweder indem ich direkt adressiert werde oder indem die Angst vor Unverständnis benannt wird.

Juan: »Weißt du, das sind Sachen, die man nicht mit allen redet und wenn man ... es ist eine, wie eine Erleichterung. [...] Und ja, es war wirklich eine Erleichterung! Ich hab mich ein bisschen freier gefühlt, als ich das alles raus von mir ... und äußern konnte.«

Miguel: »[A]nd I really like to speak about it! I like to just let it out! So for me it's a good experience.«

Lydia: »I also need to thank you because you give me the chance to ahm let me to recall my experience and I also, when I told you my experience, I also told myself... yeah, it's a piece of cake! Yes. Just it.«

Nara: »Ich rede gerne, ich unterhalte mich und dann ist es schön zu hören, in vier Jahren, ich habe mich nicht geändert. [lacht] Ich bin immer noch die Nara wie vor vier Jahren!«

Kai: »Ich hab so viel geredet, wie du siehst. [lacht] Ich danke dir sehr für das offene Gespräch. Ich hab mich eher dann auch sehr verstanden gefühlt von dir.«

Rosina: »Ja, hoffentlich war das für dich jetzt nicht zu langweilig, weil das alles bei mir so gut gelaufen ist, also ...«

Während Juan und Miguel eine Erleichterung betonen, etwas äußern und ›rauslassen‹ zu können (auch wenn es nur partiell gelingt), klingt in Lydias Worten an, froh zu sein, für sich selbst die Dinge nochmal geordnet zu haben und sich womöglich so etwas von der inneren Schwere genommen zu haben (»I also told myself... yeah, it's a piece of cake!«). Ähnlich interpretiere ich Naras Aussage, in der eine Erleichterung anklingt, dass ich das von ihr skizzierte Selbstbild verstanden habe, welches ich ihr in einem Zweitgespräch zurückspiegeln (»Ich bin immer noch die Nara wie vor vier Jahren!«). In Kais Formulierung, sich verstanden gefühlt zu haben, liegt vielleicht eher der Apell begründet: Bitte verstehe mich (richtig)! Rosina bringt zum Ende unseres Gesprächs zum Ausdruck, mir womöglich etwas geschildert zu haben, mit dem ich nicht gerechnet haben mochte. Ich interpretiere ihre Aussage ähnlich wie Kais: Bitte verstehe mich (richtig). Dahinter steckt womöglich das eigentliche Bedürfnis, die eigene Perspektive schildern zu wollen, um sie einem dominanten medialen Bild entgegenzuhalten und um sich von normativen Zwängen zu befreien. Es findet eine Vereinnahmung statt, die zwischen Abwehr und Faszination changiert. Diese äußert sich auch in der Bezugnahme und Verwerfung auf die im gesellschaftlichen Diskurs inhärenten Figuren, indem positiv konnotierte Bilder aufgerufen werden, um sich gegen die ›anderen‹ abzugrenzen – auch um aufzuzeigen: Wir sind nicht die öffentlich-medial geächtete Figur der:des ›Illegalen‹. Das Sprechen ist jedoch auch durch die emotionale Dimension der Scham von der Diskrepanz geprägt, einerseits gar nicht darüber reden zu wollen, weil es etwas Unangenehmes berührt, und andererseits aber das Bedürfnis zu haben, sich verständlich machen zu wollen, sprechen zu *müssen*.

Nara: »[U]nd dann, wenn ich unbefristet habe, so, wenn ich mit Ausbildung fertig bin, dann bin ich so puh! Jetzt kann ich ausatmen, dann kann ich sagen, jetzt schäme ich mich vor niemanden!«

Gleichzeitig fehlen immer wieder die Worte, um ein tatsächliches Verstehen und damit Verständlich-Machen abzusichern. Darin spiegelt sich die Macht des dominanten

Diskurses, oder um es mit Steyerl (2016: 12) zu formulieren: »Die Ordnung der Diskurse erlaubt die Artikulation bestimmter Sachverhalte nicht, da sie selbst auf diesem Schweigen beruht.«

Ich: »Ja, aber es tut mir sehr leid, dass ... dass es keine Möglichkeiten gibt für euch, weil ... ja. Es tut mir sehr leid.«

Fernando: »[...] Sie haben jetzt die Möglichkeit gehabt, uns kennenzulernen. Aber wenn das Gesetz es nicht zulässt und Sie eine Entscheidung fällen müssen, werden Sie sehr wahrscheinlich sagen: »Es tut mir sehr leid, aber ich kann nicht.« Warum? Weil das das Gesetz ist, nicht wahr? Es gibt keinen anderen Weg.«

Julia: »Das ist das Gesetz und es gibt kein anderes.«

Rosina: »Weil es gibt Gesetze ne. Und du könntest zum Beispiel viele Leute kennenlernen, die illegal sind, die deiner Meinung nach hier eigentlich bleiben dürften, aber du kannst ihnen nicht helfen.«

Dem Bedürfnis, einem normativen Diskurs ein anderes Bild entgegenzuhalten, steht jedoch die Resignation gegenüber, dass genau das nicht möglich ist, dass das Gesetz immer wieder für die Verschiebung hin zu einer kriminalisierten Handlung sorgen wird.

Zusammenfassend möchte ich das Nicht-Sprechen und das Schweigen als wiederkehrende Struktur auf drei Ebenen verorten, welche nicht trennscharf voneinander abzugrenzen sind, sondern übereinanderlagern und ineinandergreifen. Die erste Ebene zeigt den performativ-dialogischen Aushandlungsprozess: Da ist das Schweigen in Gesprächssituationen, Momente, in denen die Sprache versagt, Gesprächsfäden abgebrochen werden. Es sind erzählerische Leerstellen, welche dialogisch-performativ reproduziert werden und welche ich anhand meiner Gespräche mit Miguel und Phileas herausgearbeitet habe. Dem Lachen, dem Schweigen und dem Nicht-Sprechen zuzuhören, differenziert die Fokuslenkung auf Redeanteile aus und erweitert diese um zusätzliche Sinndimensionen. Die zweite Ebene markiert das Sprachliche, die Sprechakte: Dem Schweigen zuzuhören, zeigt zudem eine dem Feld inhärente Struktur auf, welche das Sprechen über aufenthaltsrechtliche Illegalität mit dem Nicht-Sprechen verknüpft. Da ist der gesellschaftliche Druck der Tabuisierung, welcher ein Schweigen abverlangt, um sich nicht in Gefahr zu bringen. Da ist die Thematisierung der Sprachlosigkeit an sich, es selbst nicht formulieren zu können, sich nicht verständlich machen zu können, weil das Sprechen darüber durch ideologische Diskurse unterschiedlich vereinnahmt wird. Die dritte Ebene macht den inneren Aushandlungsprozess auf persönlicher Ebene sichtbar: Die emotionale Dimension von Scham macht das Sprechen darüber unangenehm und steht dem persönlichen Bedürfnis gegenüber, aber genau das zu tun und dabei vor allem *verstanden* zu werden. Das Sprechen darüber kann erleichternd sein und zeigt gleichzeitig die dahinterliegende Resignation auf. Ich möchte damit nicht meine Position der Forscherin überhöhen und zeigen, dass die Gespräche mit mir einen befreienden oder gar therapeutischen Effekt erzielt haben. Vielmehr möchte ich deutlich machen, wie sehr das abverlangte Schweigen auf dem Sprechen lastet. Ein Gesprächsangebot anzunehmen, kann als ein Versuch gelesen werden, genau das zu probieren, darüber zu sprechen und der eigenen Sprachlosigkeit zu entkommen.

Aber kann das Sprechen darüber gelingen? Hier verbildlicht sich in gewisser Weise die Krux, dass sowohl Erzähltraditionen als auch Deutungsmuster, die im biographischen Erzählen aufgerufen werden, nicht aus dem ›luftleeren Raum‹ gegriffen sind. Sie lassen sich nicht vom Sprachraum des dominanten Diskurses trennen. Das bedeutet, dass sich in der Erzählung wiederum eine innerhalb einer kulturellen Matrix präsente ›Normalitätskonstruktion‹ spiegelt (vgl. Lutz 2010: 122). Aber die Verschiebung hin zu dem, was nicht in Sprache gefasst werden kann, kann zumindest, wenn auch leise und bruchstückhaft, latente Deutungsebenen freilegen, welche quer zum normativen Diskurs liegen. So sieht Steyerl (2016: 16) gerade hierin das Vermächtnis von Spivaks Essay *Can the Subaltern Speak?*, welches nicht darin bestehe, »das autistische ›Für-sich-selbst-Sprechen‹ der einzelnen Subjekte zu verstärken, sondern vielmehr darin, ihr gemeinsames Schweigen zu hören«.

3. Positionieren auf der (Un-)Sichtbarkeitsachse

In Kapitel II. 2.2 der theoretischen Spurenlegung habe ich neben der im hierarchischen Mobilitätskontinuum angesiedelten Typen des ›Touristen‹ und ›Vagabunden‹ das ›Gespenst‹ als ihr ›unsichtbares‹ Gegenstück herausgearbeitet. Genau hier verläuft die (Un-)Sichtbarkeitsachse, die in öffentlich-medialen, politischen wie auch sozialwissenschaftlichen Diskursen eine Unsichtbarkeit erzeugt, die es aufzudecken gilt (vgl. Kapitel II. 3). Im Folgenden spüre ich dem Aufscheinen dieser (Un-)Sichtbarkeitsachse nach, um ihr Hineinreichen und Wirken in der Interviewbegegnung herauszuarbeiten.

Die Metapher des ›Gespensts‹ tritt nur in einem Gespräch explizit in Erscheinung:

Fernando: »Auch, weil das so ein Thema ist, von dem niemand spricht. Ein Thema, dass ... wir sind Gespenster. Hier sind wir Gespenster.«

Fernando verknüpft das ›Gespenstische‹ mit der Unmöglichkeit des Sprechens. Das ist interessant, weil er dadurch auch deutlich macht, dass die Unsichtbarkeit nicht beim Individuum liegt, sondern auf der Sprache lastet. Es sind die Sprache und das Sprechen, welche verheimlicht werden müssen:

Fernando: »Es sind Gespenster und das ist ein Thema, das niemand weitersagt, weil es so sensibel ist.«

Während sich also der öffentlich-mediale Blick bemüht, das ›Gespenstische‹ bei der Grenzfigur zu verorten, stabilisieren Ansätze wie die Autonomie der Migration das Narrativ der Nicht-Kontrollierbarkeit der Migration und sehen in der klandestinen Mobilität und Grenzüberschreitung häufig einen politischen Akt begründet (vgl. Kapitel II. 1.2.2). Der Nexus ›heimlich–unheimlich‹ durchzieht die Diskurse und mobilisiert Abwehr auf der einen und Faszination auf der anderen Seite: »Ein Gespenst geht um in der Welt, und sein Name ist Migration« (Hardt/Negri 2003: 225). Die ›Gespenster‹ der Mobilität verweisen nicht nur auf ihre Nicht-Fassbarkeit, ihre Nicht-Zuordenbarkeit, sondern immer auch auf diesen Nexus, was so viel bedeutet wie: Hier gibt es ›Spannendes‹ zu entdecken (vgl. Kapitel II. 2.2). Fernando bringt mit seiner Verknüpfung jedoch eine ganz andere Dimension zum Klingen: Das ›Gespenstische‹ ist gerade nicht